



Mein Vater

Einen einzigen, ausgeprägten Streit hatten wir zwei miteinander. Damals war ich Realschüler der neunten oder zehnten Klasse. Neben ungefähr tausend anderen, hatte auch ich mich auf eine der begehrten Stellen als Industrieelektroniker beworben. Schon die Bewerbung hatte ich nur meinem Vater zuliebe geschrieben, obwohl für mich feststand, dass ich weiter zur Schulen gehen, Abitur machen und Medizin studieren wollte. Ich spielte nicht Fußball, wie viele andere aus unserem Dorf, ich spielte Tennis. Das war 1985, als Boris Becker das erste Mal Wimbledon gewann. Mein Vater hielt es für eine Spinnerei, sein Sohn in weißen Shorts und Poloheemd mochte er sich nicht vorstellen. Und so bekam ich meinen ersten gebrauchten Schläger von erwachsenen Vereinsmitgliedern geschenkt. Sie nahmen mich in ihren Kreis auf, ich verbrachte unzählige Stunden auf der Anlage. Der Präsident war Chefarzt in einem Krankenhaus. Ich durfte bei ihm ein Praktikum machen und seitdem war es um meinen Berufswunsch geschehen.

Eines Abends fuhr ich vom Tennisplatz mit dem Rad heim. Als ich unsere Straße rauf kam, sah ich meine Eltern auf dem Balkon sitzen, mein Vater wedelte mit einem Stück Papier und rief, ich solle mich beeilen.

Kaum trat ich auf den Balkon hinaus, fielen mir meine Eltern um den Hals. Sie hatten vorsorglich meine Post geöffnet, wegen des Absenders mein Einverständnis voraussetzend, und offenbarten mir nun, dass ich zu den ganz wenigen Bewerbern gehörte, die zum Vorstellungsgespräch geladen wurden. Ich setzte mich.

„Freust du dich gar nicht, Junge?“ Mein Vater goss mir und meiner Mutter ein Glas Sekt ein.

„Ich werde nicht hingehen“, sagte ich.

Mein Vater zwang sich, sein Lächeln nicht zu verlieren.

„Unsinn! Natürlich wirst du.“

„Ich will weiter zur Schule gehen, Abitur machen.“

Er setzte sich, nahm einen Schluck aus seiner Bierflasche.

„Du spinnst doch“, sagte er, und der Ton, in dem er das sagte, verriet mir, dass er den Ernst meiner Worte verstanden hatte.

An weitere Details dieses Abends kann ich mich nicht mehr erinnern, ich weiß nur noch, dass mein Vater aufstand, das Haus verließ und erst spät in der Nacht betrunken zurückkehrte. Er ging ganz ruhig zu Bett. Und sprach eine geschlagene Woche nicht mehr mit mir.

Dann platzte er in mein Zimmer, wie immer ohne anzuklopfen. Er setzte sich neben mich aufs Bett.

„Gut“, sagte er. „Aber eines muss klar sein: Baust du Scheiße und lässt die Schule sausen, sind wir zwei die längste Zeit Freunde gewesen.“

Ich machte – als einziger meiner Familie weit und breit – Abitur und studierte und Rekordzeit. Meinen Dokortitel erwarb ich vor dem dritten Examen. Heute bin ich niedergelassener Orthopäde und beschäftige fünf Angestellte. Meinen Vater habe ich manchmal gefragt, ob er mir noch böse sei, weil ich damals seine Erwartungen enttäuscht hätte. Dann hat er mir, wie er es tat, als ich noch ein Kind war, durch die Haare gewuschelt, gegrinst und mich einen alten Spinner genannt.

„So, wie ich dich liebe, das kann sich keiner vorstellen.“ Das waren oft seine Worte an mich. Er wuchs ohne Vater auf, blieb ungeliebt von der Mutter, er musste sich nehmen, was er haben wollte. Mit fünfzehn in die Klempnerlehre, mit achtzehn im Beruf, ein Mann, der stets Dreck unter den Nägeln trug, der sich nicht traute, vor Menschen zu reden, der Angst hatte vor allzu großer Gesellschaft. Er brauchte seine Stube, sein Sofa, seine Frau und seine beiden Kinder um sich. Dann war er glücklich. Einen erwachsenen Sohn, der mit ihm zechte, eine Tochter, an deren Dickkopf er sich aufreiben konnte, und eine Frau, die er in mehr als dreißig Jahren nicht ein einziges Mal betrog.

Jetzt sitze ich an einem kleinen Waldteich, der von Bäumen gerahmt wird. Die Sonne strahlt von einem wolkenlosen Himmel, das Blätterdach einer Kirsche spendet mir Schatten. Neben mir haben wir unser Zelt



Mein Vater

aufgebaut, davor einen Grill. Laurenz sitzt vorn auf einem verwitterten Holzsteg und starrt gebannt auf seine Angelpose. Er weiß, dass du Angler warst, jetzt möchte er auch einer werden.

Ich denke an dich, denke an die letzten Stunden, die wir zusammen verbrachten. Du liegst in dem Zimmer am Ende des Gangs. Der Arzt rief an, ich solle kommen, es sei bald soweit.

Es ist kurz vor vier Uhr früh. Deine Atmung ist flach. Alle Energie ist aus deinem Körper gewichen, du schläfst hinter zitternden Augenlidern. So, wie ich dich liebe, das kann sich keiner vorstellen. Vor ein paar Stunden noch haben wir ein paar Worte gesprochen. Du hast gelächelt dabei. Mit der letzten Kraft, die dir geblieben ist, hast du deinen Oberkörper aufgerichtet und mir deinen Autoschlüssel gegeben. Ich solle deine Sachen in den Kofferraum bringen, wir könnten gleich heim. Nur fahren könntest du noch nicht, das sei dir noch zu unsicher. Keine Sorge, habe ich dir geantwortet, ich würde fahren. Du hast gelächelt, hast mir zugewinkelt und dich zurück in dein Kissen gelegt.

Jetzt sitze ich hier an deinem Bett und halte deine Hand. Alle Tränen sind ausgeweint. Mutter lehnt in einem Stuhl in der Ecke und hat ein wenig Schlaf gefunden.

Draußen prasselt Sommerregen an die Scheiben, es regnet seit mehr als einer Woche.

„Du musst dich erlösen“, flüstere ich dir zu. Ich stelle mir vor, wie du den Kopf schüttelst und dich innerlich zur Seite drehst, um meine Worte nicht zu hören.

„Du leidest nur“, flüstere ich weiter, und meine Tränen fallen wie von selbst. Ich spüre deinen Kampf, du willst nicht gehen. Du hast noch nicht alles erlebt, was du dir zu erleben fest vorgenommen hast. Deine Hand liegt in meiner, sie ist klein geworden mit den Jahren. Die blauen Adern treten hervor, die kräftigen Fingernägel schimmern gelb. Ich halte dich fest, so lang du willst. Ich bleibe bei dir, hab keine Angst, auch wenn ich dir zuflüstere:

„Lass los, Vater. Lass los.“

Ich sehe den kleinen Spatz in deiner Hand, wünsche, dass er sich nicht in der Schnur meines Sohnes verfangen wird.

Und vernehme den schwachen, dumpfen Aufprall, den der kleine Körper auf dem Holz hinterlässt.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).